

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 43 (1939-1940)
Heft: 9

Artikel: Das Tal der Wunder
Autor: Cavendish, Oliver P.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667389>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Byron! Man möchte mit der letzten Strophe des Trauergesanges aus dem Faust II. auf den Tod des Euphorion antworten:

Trübe Frage,
Der das Schicksal sich verummmt,

Wenn am unglücklichsten Tage
Blutend alles Volk verstummt.
Doch erfrischt neue Lieder,
Steht nicht länger gramgebeugt;
Denn der Boden zeugt sie wieder,
Wie von je er sie gezeugt.

Das Tal der Wunder.

Von Oliver P. Cavendish.

Zu den wenigen noch kaum erforschten Gebieten unserer Erde gehört das geheimnisvolle Land Hadramaut. Während durch die Sahara bereits regelmäßig Raupenautobusse verkehren, sind in dieses Land nur vereinzelte weiße Forscher eingedrungen, und erst Hans Helfritz hat uns authentische Kunde von den wunderbaren Kulturen dieses arabischen Märchenlandes gebracht.

Das Sonderbare daran ist, daß dieses kaum erforschte Land gar nicht weit von zivilisierten und begangenen Landstrichen liegt. Matalla und Scharkat, die beiden wichtigsten Hafenstädte und Umschlagplätze, liegen etwa 400, beziehungsweise 600 Kilometer nordöstlich von Aden an der Küste des Golfes. Aber, obwohl auf fast allen Karten und in den meisten Atlanten dieser Teil Süd-Ost-Arabiens als Hadramaut bezeichnet wird, so entsprechen diese Angaben keineswegs den Tatsachen. Der interessante Teil des Landes, der Sitz uralter Kulturen, die zum Teil aus der vorchristlichen Epoche stammen, sind die Städte und Dörfer im Wadi Doan und Wadi Hadramaut. Es ist dies ein breites Tal, etwa 200 Kilometer landeinwärts, jenseits des hohen, beinahe unwegsamen Küstengebirges. Hier liegen die Städte Terim, Horeda, Schibam und Sejun, in die noch keine fünf Europäer ihren Fuß gesetzt haben.

Die besondere geographische Lage des Wadi Hadramaut, verbunden mit den Gefahren und Anstrengungen einer solchen Reise, haben es mit sich gebracht, daß sich diese Städte und ihre Bewohner bisher von abendländischen Einflüssen beinahe hermetisch abschließen konnten. So kam es auch, daß Tradition und Stil und insbesondere die Baukunst dieser Araberstämme rein, echt und unverfälscht geblieben ist. Und es ist gut so, denn die eigenartige Baukunst dieses Volkes verdient es, erhalten zu bleiben und weiterzustehen.

Das für Europäer Auffallende am architektonischen Bild dieser Städte ist, daß sie alle aus kühn konstruierten Hochhäusern bestehen, die sich

oft mehr als zehn Stockwerke über den Erdboden erheben. Dabei ist das verwendete Material weder Stein noch Beton, sondern Lehm, der, mit etwas Stroh vermischt und an der Luft getrocknet, ein haltbares, tragfähiges und dauerhaftes Baumittel abgibt. Unter den Palästen der Sultane befinden sich Gebäude, die vor mehr als vierhundert Jahren errichtet wurden und noch heute in unveränderter Festigkeit dastehen.

Diese merkwürdige Bauform, die diesen Orten das Aussehen amerikanischer Wolkentrakerstädte gibt, hat ihren Grund in der Unsicherheit des Landes. Die sesshaften, in Städten wohnenden, handeltreibenden Araber waren und sind bis heute ständig den Überfällen räuberischer Beduinenstämme aus dem Innern des Landes ausgesetzt. Diese Hochhäuser bilden uneinnehmbare Burgen, in denen die Städter den Angriffen der marodierenden Nomaden standhalten können.

Obwohl das Land arm ist, und weder Ackerbau noch Viehzucht infolge der großen Wasserarmut der Bevölkerung Reichtum abwerfen, so gibt es dort keine eigentliche Not. Die aristokratischen Familien des Landes unterhalten ausgedehnte Handelsbeziehungen mit Übersee, die bis nach Singapur, nach den malaiischen Inseln und nach Sansibar reichen, und bringen immer neues Geld ins Land, das dann von ihrer ausgedehnten Sippschaft und den vielen Sklaven verzehrt und so unter die Bevölkerung gebracht wird.

Sklaven?! Ja! In Hadramaut gibt es Sklaven, trotz Völkerbund und strengster Überwachung des Meeres durch die Kriegsschiffe der europäischen Mächte. Noch immer werden jährlich Tausende von Sklaven aus Afrika nach Arabien geschmuggelt, wo sie in Jemen auf den Markt gebracht und verkauft werden. Aber die Sklaven in Hadramaut haben kein so bemitleidenswertes Los. Sie werden ernährt, manchmal sogar entlohnt und oft bewaffnet und als Soldaten oder Wächter verwendet, was beweist, daß zwischen dem Herrn und Sklaven ein durchaus loyales und annehmbares Verhältnis herrscht.

Trotz dieser ständigen Einfuhr von afrikanischen Negern zeigen sich bei der Bevölkerung keine negroiden Rassenmerkmale. Wohl haben die Südaraber eine tiefschwarze Hautfarbe, aber die Abstammung von den Sabaern und Minäern ist durch den stark semitischen Einschlag hindurch unverkennbar.

Heute ist Hadramaut eine der wenigen Stellen der Erde, wo sich eine Kultur, die älter und ehrwürdiger ist als die von Europa, unbeeinflusst und unvermindert erhalten konnte, und wo wir die letzten Reste babylonischer Architektur erhalten finden. An den steilen Abfällen des Wadi Hadramaut, im blendenden Sonnenglast südlicher Zonen, der die Konturen schärfer und mächtiger hervorhebt, liegen inmitten von grü-

nen Oasen diese verzauberten Märchenstädte. Die stellenweise mit Gips weißgetünchten Fassaden zeigen die gleichen Ornamente, wie sie einst die Häuser Babels geziert haben mochten, und auch die Handwerker, besonders die Holzschnitzer, arbeiten nach den gleichen überlieferten Methoden wie vor vielen hundert Jahren. Ihre kunstvoll gearbeiteten Türen und Haremsgitter legen ein beredtes Zeugnis ab, wie wichtig das Handwerk ist, der Tradition treu zu bleiben.

Bald wird vielleicht Europa auch dorthin seine Hand ausstrecken, Wellblechbaracken und Tankstellen errichten, und jene Spur aus verkloffenen Jahrtausenden wird verweht werden von westlicher Zivilisation, wie die Spur im Sande vom ewigwehenden Wüstenwind.

Frau Röchlein.

Von Cornelia Heim.

Wenn man den Namen Röchlein hört, muß man unwillkürlich an etwas Braunes, Süßes und Knuspriges denken. An der Frau aber, die diesen Namen trug, erinnerte nichts als die Farbe an ein Röchlein. Man sagte, daß sie von Zigeunern abstamme, und daher wohl war ihre Haut so braun und ihre Augen so schwarz.

Als sie in unsere Gegend kam, hatte sie die fünfzig schon weit überschritten. Sie war sehr zierlich gewachsen, kaum größer als ein zwölfjähriges Kind, und ihre Hände und Füße waren sehr fein und schmal. Immer blickten ihre dunkeln Augen ergeben und scheu in die Welt, und wenn sie mit jemand redete, mußte man unwillkürlich an eine Sklavin denken, die gewohnt ist, strenge Befehle ihres Herrn anzuhören und diese ohne weiteres, seien sie gerecht oder ungerecht, auszuführen.

Sie war die zweite Frau eines Korb- und Schirmflickers, der im Winter außerhalb des Dorfes Dachhausen in einer Hütte an einem schon lange außer Betrieb stehenden Steinbruch wohnte. Ein zwölfjähriger Knabe aus erster Ehe, der aber seit seiner Geburt lahm und taub war und wie ein kleines Kind gepflegt und betreut werden mußte, war das dritte Glied der Familie.

Im Sommer zogen sie mit einem Wagen, vor den ein Pferd gespannt war, im Land umher, und der Mann, der nur der Röchlein genannt wurde, saß dann jeweils neben dem Wagen und flichte die Zainen und Körbe und Schirme, die ihm seine Frau von den Betwohnern des Dorfes oder Hofes, wo sie gerade halt machten, zu-

trug. Gekocht wurde auf einem selbsthergestellten Feuerherd aus Steinen, das Kochgeschirr, das während der Fahrt hinten am Wagen an einer Schnur hing und hin her schwang, bestand aus zwei Pfannen.

Der Sommer war die schönste Zeit für Frau Röchlein, weil sie den ganzen Tag in der frischen Luft sein konnte und hie und da von einer Bauernfrau ein paar Eier oder sonst etwas Eßbares erhielt, das sie sorgfältig in die unendlich große Tasche ihrer Schürze verstaute, um es ihrem Mann oder dem Buben heimzubringen. Seppli, der Bub, lag meist vergnügt im Gras, dahin ihn sein Vater getragen hatte, und gab seinen Gefühlen durch unartikulierte Laute Ausdruck.

Auch dem Röchlein selbst war es wohler, wenn er draußen sein konnte; manchmal konnte man ihn pfeifen hören, oder er sprach mit seinem Seppli in den zärtlichsten Tönen, wie man ihm sie nie zugetraut hätte. Man merkte dem Seppli an, daß es ihm wohl tat, wenn der Vater mit ihm redete, denn seine Augen, die sonst halbgeschlossen waren, öffneten sich, und etwas wie ein kleines Erkennen, wie eine Freude ward darin wahrnehmbar.

So zärtlich der Röchlein mit seinem Kind reden konnte, so schroff war er mit seiner Frau, und besonders war dies der Fall, wenn er dem Alkohol mehr als gewöhnlich zugesprochen hatte. Meistens war dies im Winter der Fall, und er pflegte dann dafür die Kälte oder den ewigen Rauch in der Hütte, der ihn im Hals reizte, verantwortlich zu machen.